Philadelphier Magazin

für

Freunde der deutschen Literatur in Amerika.

Eine Monatsschrift

ernsten und launigen Inhalts.

(Fortsetzung des Readinger Magazins.)

Herausgegeben von J. C. Goßler.

Nro. XII. December-Heft 1825. Alte Nummer XXIIII.

Größe des Universums.

Von F. T. Schubert.

O seht durch's blaue unendliche Meer
Die Sonnenbälle zerstreuet,
Und wißt, daß um jeden funkelnden Ball
Ein Heer von Welten sich reihet!
Die dunkeln Erden umschwimmen ihr Licht
In leitenden Strahlgeweben,
Wie kräftige Junge den Mutteraar
In schönen Kreisen umschweben.
Versucht es der Geist im muthigsten Schwung
An's Ende der Schöpfung zu fliegen,
So muß er ermattet, wie weit er auch dringt,
Im Weltengewimmel erliegen.
Da findet er weder Ufer noch Grund
Des nirgends endenden Meeres;
Des Ewigen Werke begrenzet kein Raum,
Das All umarmet kein Leeres.

Brunner.

Schon die Ueberschrift dieses Aufsatzes würde vermessen seyn, wenn hier unter Größe eine wirkliche Bestimmung der Grenzen oder des Maßstabes verstanden würde, da es unmöglich ist, in diesem Sinne die Größe auch nur unseres eigenen Sonnensystems anzugeben; und wir wollten das Weltall ausmessen? Ein endliches Wesen wollte den Zirkel, den der Unendliche nach der Vollendung seines Werkes aus der Hand warf, aufnehmen, und Ihm nachmessen? Wie sollte unser be-

schränkte Verstand nur den Begriff von dem Tempel, den die Allmacht sich schuf, fassen können?—Der Zweck dieses Aufsatzes ist im Gegentheil, zu beweisen, daß es die Kraft der feurigsten Imagination übersteigt, sich zu jenem Bilde empor zu schwingen, und daß die ungeheuerste Größe, die wir uns denken konnen, für diesen Plan noch immer ein zu kleiner Maßstab wäre, wenn er auch noch so oft umgeschlagen würde. Wenn die Himmel die Ehre Gottes erzählen, wenn die Sterne die Karaktere sind, mit denen der Schöpfer am Firmament seine Größe und Weisheit sterblichen Augen beschrieben hat, so ist es der edelste Gebrauch unserer Vernunft, diese Flammenschrift, so viel es in unsern Kräften steht, zu entziffern. Vielleicht ist Alles was wir bis jetzt vom Weltall kennen, die größte Ferne, in die unser Auge reicht, nur der erste Schritt in die Halle dieses Tempels; und wenn wir mit jeder neuen Entwickelung, mit jeder neuen Vollkommenheit unsers Geistes, auch einen Schritt weiter gehen, so wird doch kaum die Ewigkeit hinlänglich seyn, uns durch das Ganze zu führen. Allein sollte uns das abschrecken, wenigstens auf diesem ersten Schritt uns sorgfältig umzusehen? Ist es nicht vielmehr Pflicht, das, was wir in unserm jetzigen Daseyn, mit unsern jetzigen Verstandeskräften, mit unsern jetzigen Sinnen übersehen können, genau zu untersuchen? Die Leser werden, ehe sie an das Ende dieses Aufsatzes gekommen sind, erstaunen über das, was dieser erste Schritt umfaßt, und über die ungeheure Ferne, in die unser jetziges Auge dringt; und wenn wir gleich den Gränzen des Ganzen damit nicht merklich näher gekommen sind, wenn wir gleich noch unzählige Stufen zu ersteigen haben, ehe wir einen Blick in das Allerheiligste selbst werfen können, wer ist würdig die folgenden Schritte zu thun, wenn er den ersten nicht benutzt hat? Wer kann sich unterfangen die Schrift zu lesen, von der er die Buchstaben nicht lernen wollte? und wie wollen wir den Glanz der mittägigen Sonne ertragen, wenn wir unser Auge in der Dämmerung nicht geübt haben? Wie wenig ist das, was wir noch vor hundert Jahren vom Himmel kannten, gegen das, was das geschärfte Auge besonders in den letzten Jahren entdeckt hat! Wenn wir auch nicht hoffen dürfen, aus unserm jetzigen Standpunkt je weiter dringen zu können, so werden wir doch den Gegenstand, den unser Blick bereits umfaßt, der Bewunderung und Anbetung würdig finden; nur müssen wir nicht vergessen, daß dies ein schwacher Schimmer von dem Unendlichen ist, welches weit jenseits vielleicht noch lange unsern Augen verhüllt seyn wird.

Um sich einen Begriff von der Größe des Weltgebäudes zu machen, ist es natürlich, mit dem leichtern anzufangen: und das scheint die Menge der Sterne zu seyn, welche sich ohne Messung und Rechnung durch

bloßes Aufzählen finden läßt. Allein die Sache ist nicht so leicht wie sie scheint, und eine genaue Aufzählung ist wegen der großen Menge der Sterne wirklich unmöglich, so daß wir auch hier uns auf die Bestimmung eines Minimum einschränken müssen, welches von der wirklichen Zahl sogar der sichtbaren Sterne bey weitem übertroffen wird. Das festeste Auge und die stärkste Abstraktion ist kaum im Stande, eine beträchtliche Menge von Münzen, die unordentlich unter einander liegen, zu zählen: man ist gezwungen, sie theilweise in die Hand zu nehmen, oder reihweise zu ordnen. Das letztere können wir mit den Sternen nicht vornehmen, aber wohl das erstere: wir nehmen eine Hand voll, indem wir die Menge, die in einem Augenblick das Feld des Fernrohrs anfüllt, von den übrigen absondern. Allein auch dies hat große Schwierigkeit: die tägliche Bewegung, die die Sterne schnell fortreißt, erlaubt uns nicht sie einzeln zu zählen, sondern nur einen flüchtigen Blick darauf zu werfen. Indeß giebt es auch hier Mittel, wodurch ein geübtes Auge, indem es der Bewegung der Sterne folgt, ihre wahre Zahl ziemlich genau bestimmen kann; und die bisher vorgenommenen Zählungen werden uns wenigstens einen schwachen Begriff von der unzähligen Menge der Sterne geben.

Es giebt über 5000 dem bloßen Auge sichtbare Sterne d. h. bis zur 6ten Größe, die sich über den Pariser Horizont erheben, also am ganzen Himmel etwa 7000. Mit der 7ten Größe nimmt ihre Menge sehr schnell zu, und jene Zahl verschwindet gegen das Heer von Sternen, die ein gutes Fernrohr zeigt. Man hat in Paris bereits 50,000 Sterne von der 1sten bis 9ten Größe astronomisch beobachtet: und diese Musterung erstreckt sich nur bis zum südlichen Wendekreise, so daß hernach die ganze Sphäre etwa 70,000 Sterne bis zur 9ten Größe enthalten würde, ohne die zu rechnen, die dem Beobachter entgangen sind. Die von der 10ten Größe, und die noch kleineren teleskopischen Sterne sind ohne Zweifel weit zahlreicher.

Man würde sich eine sehr unvollständige Vorstellung von der Größe des Universums machen, wenn man jene Million von Sternen, die einzeln, und wie es scheint, ohne alle Ordnung und Zusammenhang über den ganzen Himmel zerstreut sind, als die ganze Bevölkerung desselben ansähe. Wir werden uns bald überzeugen, daß dies nur die nächsten Sterne sind, die mit unserer Sonne gemeinschaftlich eine von den unzähligen Gruppen bilden, mit denen der Himmel übersäet ist; wir werden sehn, daß ihre Zahl gegen diejenige gar nicht in Betracht kömmt, von denen wegen ihrer großen Entfernung, und der ungeheuren Menge in der sie schichtenweise zusammengedrängt sind, nur ein matter Schimmer in unser Auge dringt. Die aufgeklärtesten der alten Philosophen ver-

mutheten schon, daß das nie erlöschende, unbewegliche und unveränderliche Licht der Milchstraße von unzähligen Sternen entstehen müsse, die wegen der großen Entfernung einander so nahe scheinen, daß ihr Licht zusammen fließt, und wir sie nicht einzeln unterscheiden können. Die Neuen zweifelten nicht an der Richtigkeit dieser Erklärung, obgleich sie selbst durch die stärksten Fernröhre in der Milchstraße nicht mehr einzelne Sterne entdeckten, als an andern Sternen des Himmels. Hn. Herschel gelang es endlich, durch die Vergrößerung und Lichtstärke seines 20füßigen Teleskops, den Schimmer der Milchstraße vollkommen in kleine Sterne aufzulösen, die sich einzeln von einander unterscheiden lassen: auch bemerkte er in der That, daß jede Stelle der Milchstraße desto sternreicher ist, je glänzender sie dem bloßen Auge erscheint. Es ist jetzt nicht mehr Vermuthung, sondern durch die Beobachtungen bewiesene Wahrheit, daß jenes glänzende Gewölbe, jene funkelnde Straße, auf der die griechischen Heroen sich dem Pallast des Vaters der Götter und Menschen näherten, nichts anders ist als das verworrene Licht vieler Millionen Sterne, die in ungeheuren Fernen hinter und neben einander liegen, ein das Firmament gleich dem Regenbogen umgebender Lichtbogen, in dem ein jedes Pünktchen nicht ein Regentropfen, sondern ein Funken ist, und jeder Funken eine Sonne von Millionen Planeten und Kometen umgeben. Alle diese Tropfen einzeln aufzählen zu wollen, würde ein eben so thörichtes Unternehmen seyn, als den Sand am Meere zu zählen. Um sich einigermaßen einen Begriff von der unzähligen Menge der Sterne zu machen, die den Schimmer der Milchstraße hervor bringen, muß man ungefähr so verfahren, wie man verfahren würde, um die Menge der Sandkörner in einem Berge zu bestimmen, oder wie Archimedes verfuhr, um die Menge der Sandkörner zu berechnen, aus denen die ganze Erdkugel zusammengesetzt ist. Man füllt ein sehr kleines aber genaues Maß mit Sand, zählt die darin enthaltenen Körner, und nimmt diese Zahl so oft, als jenes Maß in der Größe des ganzen Berges oder der Erdkugel enthalten ist. Zu einem solchen kleinen Maße diente Hn. Herschel das genau bestimmte Feld seines Teleskops. Da aber leicht zu vermuthen war, daß nicht alle Stellen der Milchstraße gleich reich an Sternen sind, so hat dieser unermüdete Beobachter an 3000 Felder seines Teleskops überzählt, wovon manche an 500 Sterne enthielten. Auf diese Art fand er im Durchschnitt, daß ein Raum der Milchstraße von 2^0 Breite und 15^0 Länge nicht weniger als 50,000 Sterne enthielt, die noch groß genug waren, um deutlich gezählt zu werden, und wenigstens 100,000, die wegen ihres zu schwachen Lichts nicht gezählt werden konnten. Da nun die Milchstraße im Durchschnitt eine Breite von wenigstens 12^0 hat, und sich über den ganzen Himmel

durch 360° erstreckt, so würde dies wenigstens 20 Millionen in der Milchstraße geben.

Die Menge der Sterne in der Milchstraße, wenn wir sie auch genau bestimmen könnten, würde uns jedoch bey weitem nicht einen hinlänglichen Begriff von der Unermeßlichkeit auch nur desjenigen Theils vom Universum geben, den unser Auge erreichen kann. Es ist höchstens eine Probe von der Reichhaltigkeit des Himmels, an einem Fleck desselben angestellt, und die Milchstraße kann nur zu jenem Maße dienen, in dem die Sandkörner gezählt sind, um den Inhalt des Ganzen zu berechnen: sie ist in Beziehung auf den ganzen Himmel, was das Feld des Herschelschen Teleskops im Verhältniß gegen die Milchstraße war. Noch fehlt uns der Faktor, mit dem dieses Probemaß multiplicirt werden muß; wir wissen nicht, wie viele Sternhaufen, der Milchstraße gleich, über dem Himmel verbreitet liegen: denn selbst, wenn man den ganzen noch übrigen Raum des Himmels in eben dem Verhältnisse mit Sternen anfüllte, so würde man doch vielleicht der Wahrheit nicht nahe kommen. Der große Kreis den die Milchstraße um uns schließt, macht es wahrscheinlich, und wir werden uns bald davon überzeugen, daß sie nur den oder diejenigen Sternhaufen enthält, die uns die nächsten sind, und eben daher einen so großen Raum einzunehmen scheinen. Es ist offenbar, daß, wenn die Milchstraße tausendmal weiter von uns entfernt wäre, die einzelnen Sterne die man jetzt noch in ihr entdecken kann, in eben dem Verhältniß an Licht verlieren und näher zusammen rücken würden: das Ganze würde endlich zu einer kleinen matt schimmernden Wolke einschrumpfen, in der sich keine einzelnen Sterne mehr entdecken lassen, oder doch nur mit weit stärkeren Vergrößerungen. Wenn unser Auge von der Milchstraße nur um einen Durchmesser derselben entfernt wäre, so würde sie uns nur noch unter einem Winkel von 60° erscheinen, nicht viel größer als das Gestirn des großen Bären; in einer Entfernung von 10 Durchmessern würde sie nur unter einem Winkel von 2° 52′ erscheinen, ungefähr so groß wie das Siebengestirn, und auf 100 Durchmesser unter einem Winkel von 17′, also kleiner als der berühmte Nebelfleck in der Andromeda. Sie würde in dieser Entfernung dem bloßen Auge unsichtbar seyn, und durch gewöhnliche Fernröhre als ein Wölkchen von schwachem Licht erscheinen, so wie dieses Wölkchen umgekehrt wieder die Gestalt, die Größe und den Schimmer der Milchstraße annehmen würde, wenn wir ihm nahe genug wären. Wenn man nun in der That am Himmel solche kleine Lichtmassen, denen die Astronomen den Namen Nebelflecke gegeben haben, entdeckt, muß man dann nicht schließen, daß sie nichts anders sind als Milchstraßen, die wenigstens um 100 ihrer Durchmesser von uns entfernt sind?

Der erste der bemerkt ist, und zwar, obgleich er dem bloßen Auge sichtbar ist, nur erst nach Erfindung der Fernröhre (1612 von Simon Mayer), ist der schöne Nebelfleck im Gürtel der Andromeda, der die Form zweier an der Basis vereinigten Dreiecke oder Kegel hat: der längste Durchmesser durch die Spitze beider Kegel hält 40′, der darauf senkrechte, durch die gemeinschaftliche Basis nur 15′. Der merkwürdigste Nebelfleck im Schwert Orions, der nur halb so groß ist, ward ein halbes Jahrhundert später von Huygens entdeckt. Die Astronomen hatten sich bisher mit diesem wichtigen Gegenstand am Himmel nicht besonders beschäftigt, sondern sie nur zufällig entdeckt, und dann in die Stern-Katalogen eingetragen; wodurch nach und nach ein Verzeichniß von 100 Nebelflecken entstanden war. Allein seit etwa 60 Jahren hat man angefangen, sie aus dem rechten Gesichtspunkt anzusehn, und den erhabenen Rang zu erkennen, den sie im Weltgebäude einnehmen. Hr. Herschel hat seit vielen Jahren diese entfernten Milchstraßen am ganzen Himmel aufgesucht, und bereits 3000 derselben entdeckt. Man kann sich hieraus eine Vorstellung machen, wie ungeheuer die Zahl derjenigen seyn muß, deren durch die zu große Entfernung geschwächtes Licht unser Auge, selbst mit den stärksten Vergrößerungen, nie empfinden wird. Von den meisten dieser Nebelflecken löste sich der milchfarbige Schimmer, durch das Herschelsche Teleskop, in einzelne helle Punkte auf, die aber wahrscheinlich nur Haufen mehrerer näher zusammen stehender Sterne, oder kleinere Systeme von Sonnen waren. Es ist also kein Zweifel, daß es wirklich Milchstraßen, oder Systeme unzählicher Sterne sind, obgleich es Hn. Herschel nicht gelungen ist, sie alle in Sterne aufzulösen.

So bedeutend uns auch die Schritte scheinen mögen, die wir bisher in den Tempel der Allmacht gethan haben, so entfernt sind wir doch wahrscheinlich noch von der Gränze, ja selbst vom Mittelpunkt. Die Betrachtung der Bahnen unserer Erde, der uns verschwisterten Planeten, und der in unsere Nachbarschaft eindringenden Kometen, gab uns Anlaß, die unzählige Menge von Weltkörpern zu ahnen, die unser Sonnensystem ausmachen. Hieraus lernten wir, in jedem der Myriaden einzelner Sterne, mit denen der Himmel nach allen Seiten bedeckt ist, ein ähnliches System zu sehen. Von einzelnen Sternen erhoben wir uns zur Milchstraße, und fanden endlich Tausende von Milchstraßen, über dem Himmel zerstreut. Obgleich unser Auge nicht weiter dringt, so sind dies wahrscheinlich doch nur die untersten Stufen einer Leiter, deren Ende wir nie erreichen werden. Von hier an wird alles Gegenstand der Phantasie, die so wenig Gränzen hat, als vielleicht das Weltall selbst. Statt aber solchen Träumen, so angenehm sie auch nicht bloß

dem Dichter, sondern auch dem Philosophen seyn mögen, nachzuhängen, oder die Einbildungskraft zu ermüden, indem wir ihr zu sehr den Zügel schießen lassen, wird es beides nützlich und angenehm seyn, das was uns die Fernröhre bisher gelehrt haben, mit den Augen des Verstandes etwas genauer zu untersuchen. Ohne einen Schritt weiter zu gehn, ohne das Gebiet der Phantasie zu betreten, werden wir hier genug Gegenstände der Bewunderung finden, wozu uns überdem das geringste Insekt Stoff genug giebt, wenn wir ihn nur benutzen wollen, ꝛc. ꝛc. —

Literärische Unterhaltung Napoleons mit Herrn N. Lemercier.

„Es war im Jahr 1800," so erzählt Herr N. Lemercier, „daß ich Napoleon ein Exemplar meines Homère et Alexandre übersandte. Sogleich erhielt ich eine Einladung, mich den folgenden Tag zum Mittagessen in Malmaison bey ihm einzufinden. Ich traf dort viele der angesehensten Hof- und Staatsbeamten, von denen einige mit mir ein Gespräch über die Verschiedenheit des Epos und des didaktischen Gedichtes begannen.

Bonaparte kam und ging. Er nähert sich, und einer dieser Herren glaubt ihn auf folgende Art mit dem Gegenstand unsers Gespräches bekannt machen zu müssen: „Es ist hier die Streitfrage aufgestellt worden über den Vorzug des Epos vor dem didaktischen Gedichte." Bonaparte wendet sich gegen mich und fragt: „Was denkt Lemercier über diesen Gegenstand?" Alsbald bemerkt ihm derselbe Herr, daß ich für das Epos wäre. „Er hat Recht," antwortete Bonaparte, „was erzählt wird, hat immer mehr Ordnung, mehr dramatischen Werth. Ueberdies wird eine Dichtung, welche Handlung enthält, stets mehr überraschen, als diejenige, die bloße Lehren giebt. Sehen Sie, Alexander wählte Homer zu seinem Lieblingsdichter, Augustus den Virgil, so, daß mir nur Ossian blieb, da alle andere schon gewählt waren." Alles schwieg bey diesen Worten. Ohne mich darüber auszusprechen, dachte ich, daß die Wahl Milton's oder Tasso's seinem Geschmack mehr Ehre gebracht hätte.

In dem Augenblick, wo sich die Gesellschaft zurückzog, wollte auch ich mich mit den Uebrigen entfernen; allein Bonaparte hielt mich mit den Worten zurück: „Bleiben Sie, ich habe mit Ihnen zu sprechen." Nur noch zwey Generale blieben mit mir im Salon zurück, in welchem sich auch Madame Bonaparte befand. Als der erste Konsul sich für einen Augenblick entfernt hatte, rief mich Letztere zu sich, doch ihr Gemahl

erschien augenblicklich wieder, und zwar mit einem Buche in der Hand und lächelnd. Ich bemerkte, daß er die letzten Blätter desselben abgerissen hatte, welche nur Alexander betrafen.

„Nun, nun, die Eroberer gefallen Ihnen nicht, wie mir scheint, aber doch lassen Sie dem Schönen Gerechtigkeit widerfahren, das ihre Thaten auszeichnet..... Das Bild, das Sie von den Kriegern des Alterthums und denen der neuern Zeit entworfen haben, ist belehrend. .... Lassen Sie es uns mit einander durchgehen." Bey diesen Worten machte er mir ein Zeichen, neben ihm Platz zu nehmen."

Madame Bonaparte hatte sich nahe bey unserm Tische, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, niedergelassen, die sie öfters in ihren Schooß sinken ließ, um einen zugleich unruhigen und neugierigen Blick auf uns zu heften.

Die beiden anwesenden Generale aber nahmen ein Kanapee ein, und blieben die Zeit unserer Unterhaltung über, mit ausgestreckten Beinen und gekreuzten Armen, ohne auf unsere Worte zu hören, wie in einer Art von halbem Schlaf.

Ich nahm nun das Buch, um dem ersten Konsul von der bezeichneten Stelle an vorzulesen; allein er entriß es schnell wieder meinen Händen mit den Worten: „Ich will selbst lesen und sehen."

Es folgen nun die einzelnen Stellen, bey denen er verweilte und seine Bemerkungen machte:

Et Salamine, écueil des flottes de Xercés,
D'un Ulysse nouveau signalant les essais....

„Was wollen Sie hiemit sagen? Ach ja, Themistokles; er war eben so voll List und Kraft, wie Ulysses." Wiederum fuhr er nun fort zu lesen, bis zu den Versen über die Invasion Asiens, wo er bemerkte: „Ja, wenn Alexander diese Eroberung nicht gemacht hätte, Griechenland wäre am Ende verkauft worden; Asien hätte selbst den König Philipp erkauft, der wiederum Republiken zu kaufen wußte."

De Darius qui fuit il tient le diadème.

„Dieser Vers ist gut, er giebt ein Bild."

je reconnais Memnon de qui l'art me menace.

„Es ist zu bezweifeln, ob Alexander, wenn Memnon gelebt hätte mehr Glück gehabt haben würde, als Ageslaus." — Derselbe Gedanke, sagte ich zu ihm, bewog mich, hier den Ruf dieses Feldherrn Asiens mit den Worten zu bezeichnen:

La cité qu'il fonda (Alexandre) fleurit sous les Lagides,
Son port reçoit un chef qu'en des vaiseaux rapides
Une tête à la main aborde un meurtrier
C'etait le grand César....

„Nun, da wären wir ja!“ Jetzt las er die Stelle voll Aufmerksamkeit, dann rief er aus: „Ja, ich werde auch eines Tages meinen Commentar schreiben. . . . . Der kurze Inhalt des seinigen, den Sie hier in Ihren Versen geben, scheint mir das Gelungenste. Fahren wir weiter fort.“ Er fuhr nun fort zu lesen, indem er fast bey jedem Worte anhielt, bis zur Schlacht von Cannä:

Quand l'habile ennemi, dont il sut triompher,
L'attendit dans ses bras qui devoient l'étouffer.

„Ganz gut. Er ließ sein Centrum zurücktreten, um die Römer mit dem linken und rechten Flügel zu umringen; ich bedaure, daß Sie nicht angedeutet haben, wie dies durch die Cavalerie geschah.“—Ich denke, so antwortete ich, dies so gut ausgedrückt zu haben, als die poetische Kürze es mir erlaubte, indem ich die Worte: dans ses bras, gebrauchte, um die Bewegung der Flügel seines Heeres bildlich darzustellen. —„In diesem Fall ist die gebrauchte Figur vollkommen gut, weil sie zugleich kurz und treffend ist; Beschreibungen in langen Tiraden gefallen mir nicht.“

Il était temps enfin qu'un jeune homme invincible
Fit tomber à Zama ce Cyclope terrible.

„Hier sprechen Sie von Scipio, der diesen berühmten einäugigen Helden besiegt hat? Er, den man den Afrikaner nannte, wie mich den Italiener. . . .“—Ich sehe voraus, antwortete ich hierauf, daß man Ihnen auch schon den Titel des Britanniers geben will, allein nehmen Sie sich in Acht.

Ein Augenblick Stillschweigens folgte nun, während dessen wir uns in die Augen sahen, welches er aber endlich mit der ernsten Frage unterbrach: „Wer von diesen beiden Männern des Alterthums scheint Ihnen der größte zu seyn?“—Hannibal, antwortete ich ohne Zaudern. —„Dies ist auch meine Meinung. Sie mußten in Ihrem Werke die Größe des Einen die des Andern aufwägen lassen; allein ich vermuthete, Sie würden mir Cäsar nennen, er ist der Held der Dichter.“— Nach meiner Ansicht ist Cäsar nicht der erste aller Krieger; ich ziehe ihm . . . — „Nun, wen ziehen Sie ihm vor? Gewiß Brutus, den Helden der Volksfreunde . . . Ist das Ihre Parthie?“ — Nein, weder der Jüngling Brutus noch Julius Cäsar sind meine Helden; ich hätte weder den Einen noch den andern geliebt, und zwar aus Haß gegen alle Tyrannen und Mörder. — „Das sind aber auch zwey gute Gründe,“ sagte Bonaparte, indem er mich mit schmeichelnden Augen anblickte und während eine leichte Röthe über sein Gesicht ging. Dann fuhr er lebhaft und in dem entschiedensten, heftigsten Tone fort: „Sie haben in militairischer Beziehung richtig geurtheilt, Sie, der nicht Soldat sind.

... Hannibal ist der größte Feldherr der Welt! Die Stelle, die von ihm handelt, ist vortrefflich ... er ist der größte Feldherr der Welt! Allein in was, und durch was hat er sich Ihnen als den Merkwürdigsten gezeigt?" — Weil er von Carthago, dem er diente, verlassen und hintergangen, sich durch selbstgeschaffene Hülfsquellen in Feindesland aufrecht hielt, und weil er selbst unter den fremden Völkern, die er durchzog, neue Krieger zu werben wußte. Eine Note dieses Gedichtes wird Ihnen sagen, daß ich selbst die Meinung, die ihm den Fehler des Weichlichwerdens zu Capua vorwarf, nicht angenommen habe.

„Das habe ich bemerkt und ich billige es. Die schwatzhaftigen Geschichtschreiber in ihren Gelehrtenstuben sprechen so leicht Urtheil in unsern Sachen."

Wir kamen an die Kreuzzüge; öfter neigte er hier seinen Kopf zur Billigung und sagte nur zwischen den Zähnen: „O wie thöricht sind doch die Völker! ... Was wollten sie denn? ... das heilige Grab? ... Warum nicht gar! den Handel der Levante, die Echellen wollten sie, und Königreiche von Jerusalem und Antiochien ..."

L'Arabe aux traits brulés, au sabre qui dévore,
Fond sur eux, se disperse et revient ... fuir encore.

„Ja, ein arabischer Reiter ist mehr werth als vier unserer Kavalleristen; allein die europäische Kavalerie ist wiederum mehr als alle Reiterey Arabiens zusammen."

Als er die Details durchlief, welche die Artillerie, das Genie und die Fortifikation Vaubans betreffen, sagte er: „Das sind Materien, die wahrhaftig allen Schwung der Poesie unmöglich machen und doch haben Sie sie vortrefflich in Versen beschrieben."

Même ardeur te poussant aux champs d'Arque et d'Ivri,
Met l'épée en ta main adorable Henri! ...

„Dieser arme Heinrich IV .... nun er hat seinem armen Körper auch genug Bewegung gegeben: ... guter tapferer Fürst! die Jesuiten nahmen dir das Leben."

Napoleon fährt fort, das Heldengedicht: Alexandre, laut vorzulesen:

Le peuple sait ta gloire et te nomme son père (Heinrich IV.).

„Schön und wohl verdient."

Les secours des héros s'effacent dans les âges.

„Ich verstehe jezt Ihren Plan; Sie wollten nur die Ersten und Größten anführen." Er liest weiter, bis zur Stelle von Gustav Adolph.

Et Lutzen, pour ce roi nouvelle Mantinée ....

„Zwischen Mantinea und Lützen, was finden Sie da für einen Zusammenhang?" — Sie wissen, erwiederte ich, daß der König von Schweden, so wie der thebanische Feldherr, als Sieger fielen. — „Ganz recht! ... Ich muß einmal dieses Schlachtfeld von Lützen besuchen, es ist der Ort großer Erinnerungen. ...." (Wie wenig ahnete ich damals, daß Bonaparte dort seine letzte entscheidende Schlacht kämpfen werde.)

Quoique aveugle, Zisca marchoit à la victoire.

„Der Böhme Zisca?" Derselbe bekannte Anführer der Hussiten, welcher, nach dem Verlust beider Augen, noch den Befehl über seine Armee beibehielt, und sie, obwohl sehr bejahrt, noch mehrere Jahre von Sieg zu Sieg führte. — „Dies ist mir leicht begreiflich und die Ursache ist ganz einfach, denn man sieht nicht Alles mit den Augen, man sieht und urtheilt noch mehr mit dem Kopfe."

Le fantassin en croupe au cavalier s'allie:
Ils s'élancent ensemble, et des chevaux fougeux
Roulent des chars tonnants qui volent avec eux.

Diese Stelle erinnerte Bonaparte, wie ich mir damals bemerkt habe, an den Umstand, daß der König von Preußen die fliegende Artillerie erfunden habe. „Ja, dieser Friedrich II., den Voltaire und die Encyklopädisten groß gemacht haben, weil er sie begünstigte." — Nach meiner Ansicht sind diese Herren nicht die Gründer seines Nachruhms, sondern der siebenjährige Krieg und die Beschreibung desselben, die er mit einer wahren Verachtung alles falschen Ruhmes geschrieben hat. Sein Land hat sich mit ihm gehoben, und mit ihm ist es wieder gesunken. Ihn zu bezeichnen wüßte ich keine bessere Benennung als — Epaminondas der Könige! — Herrlicher Name! .... Aber dennoch will ich sein Königreich aus der Landcharte streichen." — Demungeachtet werden Sie uns die Erinnerung an den Philosophen auf dem Throne nicht nehmen können. Dieser Zufall ist allzu selten. — „O gewiß ist dieß nicht meine Absicht, mein lieber Lemercier."

Jetzt unterbrach er die Lectüre und fragte mich unversehens: „Sie sagten mir vorher, wem Sie unter den Feldherren des Alterthums den Vorzug geben; sagen Sie mir nun auch, wer Ihnen unter den neuern der größte scheint?" — Welch schöne Gelegenheit bot sich mir durch diese Frage dar, ihm zu schmeicheln; allein weder er noch ich, dachten an uns selbst. Wer mir von den Feldherren der neuern Zeit der größte scheine? Der Prinz Eugen, den Ludwig XIV. verkannte, und der ihm doch so furchtbar wurde. — „Ich erwartete, daß Sie mir Turenne nennen würden.... Sie stellen ihn mit Condé eben so in Kontrast,

wie Hannibal und Fabius. . . . Wie Schade, daß Turenne gefallen ist, ehe er Montecuculi die Schlacht liefern konnte! . . . . Der Kampf dieser zwey Cunctators müßte schon gewesen seyn. . . . Zwey wahrhafte Fabius einander gegenüber! Weiter oben bezeichnen Sie Beide . . . . sehen Sie. . . .“ Und nun blätterte er zurück.

Alors deux grands rivaux, envieux de s'abattre,
S'approchoient, s'assiégeoient sans pouvoir se combattre.

„Sie gehen nur leicht über Montecuculi hin. . . . . Sein Name ist nicht wohlklingend. . . . O über Euch Dichter! Man gelangt nicht zur Unsterblichkeit, wenn man einen solchen Namen hat. . . . Diese Generale befehligten vierzig- bis fünfzigtausend Mann. . . . Hätten sie mit so großen Massen, wie die unsrigen, zu arbeiten verstanden? Der Prinz Eugen allein hätte auf meine Manier damit gemacht, was ihm beliebt hätte. Er verdiente das Oberhaupt eines Reiches, und nicht das Instrument der Oestreicher zu seyn.“ — Ich versicherte ihm nun, daß mir, nach Durchlesung der Memoiren und militärischen Schriften, nach Untersuchung der Charten, der Plane der Feldzüge, und nach Vergleichung der Feldherrn unter einander, der Prinz Eugen immer zugleich als der kühnste und klügste Feldherr erschienen sey. „Sie haben ganz recht, Eugen ist ein in seiner Art ganz einziges Vorbild. . . .“ — Am besten habe ich ihn durch Sie kennen und schätzen lernen. — „Wie so? Wir haben doch noch nie über ihn gesprochen!“ — Sie haben die Belagerung Mantua's aufgehoben und verlassen, um sich weiter hin auf die feindliche Armee zu werfen, welcher Sie zuvorgekommen sind und sie geschlagen haben; Sie sind also nicht in ihren Verschanzungen eingeschlossen geblieben, wie jener französische General der frühern Zeit, den Eugen so geschickt in den seinigen überraschte, und darin erdrückte. Indem Sie also den Fehler des Einen vermieden haben, haben Sie zu gleicher Zeit das Genie des Andern gezeigt. Diese Lection hat mich aufmerksam gemacht und mir Licht gegeben. — „Ah! da bemerke ich nun, wie Sie nichts blos zufällig schreiben; das sind Dinge, welche die Meisten unter denjenigen nicht begreifen, die mich im Lager umgeben.“ Er kam auf den König von Preußen zurück.

Et reprend la balance et sa flûte et sa lyre,
Assis sous l'olivier conquis à son empire.

„Ja, Friedrich spielte die Flöte . . . . ich war auch sonst musikalisch. . . .“ — Wir waren an die Schlachten der französischen Revolution gekommen, wo seine Aufmerksamkeit sich zu verdoppeln schien, in welcher er sich nur bey folgenden Worten unterbrach:

Et ce réparateur savant et respecté,
Dont brille en tous les rangs la modeste fierté . . . .

„Wer soll das seyn?" — Ich habe ihn weiter unten bey Gelegenheit der Schlacht von Hochstädt bezeichnet, und wir verstanden uns, auch ohne einen Namen zu nennen, daß Moreau gemeint sey. Weiter unten hielt er bey der dem französischen Volk gemachten Lobrede inne.

Inépuisable Antée, et vrai fils de la terre,
Pour vaincre en tous les temps, ne quitte point ta mère.

„Welcher Gedanke hat diesem Vers zum Grunde gelegen?" — Dieser — sagte ich lächelnd — ist gegen Sie gerichtet. — „Und Warum?" Weil man allgemein sagt, daß Sie eine Landung in England im Sinne haben. Hierauf fing er an ganz heiter zu lachen.

Bey den folgenden Strophen erkannte er sich in den von mir entworfenen Bildern. Die Namen von Arcole, Rivoli und Marengo schmeichelten ihm auf das Angenehmste. „Hiefür muß ich Ihnen meinen Dank sagen, und Sie zugleich zur Rede stellen. Sie behandeln mich ganz ehrenvoll und bringen mich in gute Gesellschaft würdiger Helden: allein Sie schließen mit zwey Versen, die man auffallend findet. . . ."

Diese Worte sagten mir, daß man mir durch irgend ein boshaftes Verläumden bey ihm geschadet habe. Mein Buch war nur erst seit dem Abend vorher zu seinem Gesichte gekommen.

„Sache combler l'espoir qu'ont donné tes hauts-faits."

„Dieß ist weniger Lob als Befehl von Ihrer Seite, und dann fahren Sie fort:

„Moderne Miltiade, égale Périclès."

Der zweite Vers, sagte ich, erklärt den ersten und spricht unsere Hoffnungen aus. Der Ruhm des Pericles ist eng an die schönen Künste, die Beredtsamkeit und den Handel geknüpft, welche er unter seiner schützenden Regierung zur schönsten Blüthe heranreifen ließ. Sein Name bezeichnet sein Jahrhundert, wie Augustus, die Medicis und Ludwig XIV sich das ihrige zueignen. Ist es demnach unpassend, den Namen des ersten Consuls von Frankreich in Aehnlichkeits-Beziehung mit ihm zu setzen? —

„Wohl, wohl, aber warum Miltiades mit in Verbindung bringen? . . . ." —

Pericles erwarb sich keinen Waffenruhm, während Miltiades, wie Sie, demselben seinen hohen Standpunkt in der Republik verdankte, und indem ich sie Beide mit Ihnen in Verbindung brachte, wollte ich sagen, daß Sie die Eigenschaften des Staatsmannes mit denen des Kriegers vereinigten. Beleidigt Sie dieser Gedanke? — „Nicht Jeder-

mann wird dabey gleiches denken; denn von einer andern Seite betrachtet, sagen diese Worte den Athenienſern unſerer Tage, daß es politiſch wäre, die Miltiades ins Gefängniß zu werfen. . . Nicht wahr? Sehen Sie, Sie erröthen.“ Und Sie werden blaß, es müſſen dieſe Farbenwechſel alſo jedem von uns für den Fall von der Natur gegeben ſeyn, daß uns etwas überraſcht; und dieß, ich geſtehe es, überraſcht mich. — Dieſer Geſichtspunkt, der Sie nun alſo überraſcht, iſt nicht der meinige; allein man legt Ihre Worte ſo aus, wie mir M*** geſtern geſagt hat.“ — Alsdann, antwortete ich heftig, klage ich ihn nur eines Irrthums über meine Abſicht an, weil ich ihn nicht im Verdacht einer elenden Bosheit haben will.

Der erſte Conſul ergriff jezt freundlich meine Hand und wechſelte den Gegenſtand der Unterhaltung, indem er das Buch wieder zur Hand nahm: „Laſſen wir die Schwätzer. . . . Ihr Lob Deſſaix's hat mich gerührt; Ich habe ihre Verſe zerſtückelt, um ſie zu ſtudieren; jezt aber leſen Sie mir ſie als Ganzes vor, damit ich ſie genießen kann.“ Nun erhielt ich wieder das Buch und gehorchte. Kaum hatte ich es durchgeleſen, ſo erhob er ſich und bat mich, ihn bald wieder zu beſuchen. Eben im Begriff, Malmaiſon noch in derſelben Nacht zu verlaſſen, ließ er mich einladen, da zu ſchlafen. Den andern Morgen begegnete ich ihm in einem Saale des Schloſſes, in welchem ich einige Gemälde beſichtigte. „Sie ſehen da, ſagte er im Vorübergehen, die Portraits der Egyptiſchen Cheiks, es ſind dies die Biſchöfe von Cairo. Leben Sie wohl!“

Dieß iſt der genaue Inhalt meiner Unterredung mit dem hiſtoriſchen Mann, der, indem er alle unſere Freiheiten umſtürzte, mich von dem Manne wegriß, der ſie rühmlich vertheidigt hatte. Denn es iſt allein Napoleon, der mich mit Bonaparte in Widerſpruch geſezt hat.

Lord Byron in Venedig.

Als Lord Byron eines Tages mit dem Marcheſe Salvo an dem großen Canal in Venedig ſpazieren ging, bemerkte er ein Frauenzimmer der untern Volksklaſſe, von mittler Statur, vielem Anſtand und ausgezeichneter Schönheit. Sie warf einen prüfenden Blick auf die beiden Fremden und zwar mit ſo edlem und bedeutungsreichem Ausdruck, daß es nicht fehlen konnte, ſie mußte des Dichters Neugier erregen. Er hat ſpäter ſelbſt geſtanden, er ſey bey dieſem erſten Zuſammentreffen ganz aus der Faſſung gekommen. Indeß näherte er ſich dem Mädchen und

fragte, wer sie sey? — „Wer giebt Euch das Recht" — sagte sie stehenbleibend — „darnach zu fragen?" „Meine Hoffnung, Euch nützlich seyn zu können." — „Wie? Etwa durch Geld? Ich habe keins verlangt. Was hat Euch den Wunsch eingegeben, mir nützlich zu seyn? Mein Gesicht? Ich habe es nie zum Erwerb benutzt. Meiner Hände Arbeit gewährt mir, was ich bedarf." Diese Rede war neuer Zunder für Byrons Neugier, er beschloß, die Unbekannte nicht aus dem Auge zu lassen. Ohne auf ihre Bemerkungen zu antworten, die zu sehr den Stempel eines unabhängigen Charakters trugen, als daß er hätte hoffen dürfen, sie zu entkräften, fragte er nur, ob sie lesen könnte? — „Sonderbare Frage! Wer seyd Ihr?" — „Ich bin ein Engländer, der die alte Abtei in dem Pallast Moccenigo bewohnt." — „Also Ihr seyd es" — sagte sie, fest die Augen auf ihn heftend — „der der Familie des armen Mannes, der Euern Hund gerettet hat, ein Jahrgeld ausgesetzt hat?" Diese Worte ergriffen den Lord so heftig, daß die junge Person es bemerken mußte; ihr Stolz ward plötzlich milder und da Byron ihr nicht antwortete, zögerte sie nicht länger, seine Neugier zu befriedigen. „Lesen kann ich; in meiner Muttersprache." Diese Worte brachte sie in einem Ton hervor, welcher den Wunsch verrieth, die Uebereilung gut zu machen, wodurch sie eine peinliche Erinnerung in ihm geweckt hatte. Da die Unterredung auf der Straße stattfand, so machte ihr der Lord ein Ende, indem er die Unbekannte bat, ihn nach Hause zu begleiten; sie willigte ein. Es war etwas räthselhaftes in dem Benehmen der jungen Venetianerin; sie zeigte einen so stolzen Charakter, daß, ohngeachtet der niedrigen Stelle, die sie in der Gesellschaft einzunehmen schien, aus ihrem ganzen Wesen etwas hervorstrahlte, das ein mit Ehrfurcht verwandtes Gefühl erregte. Angekommen im Pallast Moccenigo ließ ihr Lord Byron ein Zimmer anweisen und befahl, es ihr an nichts fehlen zu lassen. Als der Bediente sich entfernt hatte, wandte Celina die Augen weg und sagte: „Nun darf ich dies Haus nicht mehr verlassen. Einmal hineingetreten, habe ich das Recht verloren, außer seinen Mauern zu erscheinen." So folgte sie dem Bedienten und Byron sah sie an dem Tage nicht mehr. — „Nie, so lange ich lebe — äußerte der Dichter oft nachher — werde ich den Ausdruck des Blicks vergessen, mit welchem sie mich verließ." — Es wurde keine Zeit verloren, reiche und vollständige Anzüge für die schöne Celina anzuschaffen; Byron freute sich im Voraus der angenehmen Ueberraschung, welche er ihr damit zu bereiten gedachte. Wie groß war daher sein Erstaunen, als sie in sein Zimmer kam und im entschiedensten Ton erklärte, sie würde nur die allereinfachste Kleidung von ihm annehmen und verbenke es ihm sehr, daß er so kostbare Anzüge für sie bestellt habe. „Es ist wahr — fügte sie hinzu — da ich einmal in

Eurem Hause bin, so muß ich mich angemessen kleiden; aber ich kam freiwillig und will mich nicht verkaufen; deshalb nehme ich nur an, was unumgänglich nöthig ist. Mein Wunsch ist nicht, mich zu schmücken; ein reinlicher Anzug ist alles, was ich bedarf." Lord Byron hielt diese bescheidene Rede für einen Kunstgriff noch mehr zu bekommen und brachte ihr nach einigen Tagen eine schöne Uhr. Celina nahm sie aus seiner Hand, warf sie mit einem verachtenden Blick zur Erde und wiederholte: „Herr! Ich bin nicht feil! Wozu mir eine Uhr? Ich weiß, wann Ihr ausgeht und wiederkommt — die andere Zeit ist mein und wozu soll ich sie nach der Uhr messen?" — Ein reiches Halsband, das ihr der Lord aufdringen wollte, wies sie mit gleicher Heftigkeit zurück. „Ihr wollt mich schmücken — erklärte sie — aber ich will bleiben wie ich bin; als ich noch durch die Straßen zog, war ich arm, aber ich sah Andere an und sagte zu mir selbst: ihr Schicksal gleicht dem Deinigen; wer giebt Dir ein Recht es besser haben zu wollen?

Celina ließ sich nie merken, daß ihr Byrons Lob oder sein aufmerksames Benehmen schmeichele. Kam sie zu ihm ins Zimmer, so sah man ihr an, sie wisse sich in Achtung zu erhalten, und was das Auffallendste war, kein Gegenstand der Unterhaltung, wie wenig sie ihm auch durch ihre Kenntnisse gewachsen war, konnte sie in Verlegenheit bringen. Einmal hatte Lord Byron die Stadt verlassen um einen kleinen Ausflug zur See jenseits der Lagunen zu machen; noch war er nicht zurück als die Nacht einbrach, schwarz und drohend einen wilden Sturm ankündigend. Celina, durch Byrons Abwesenheit geängstigt, eilte an den Canal, lief auf und ab und rief den Namen des Ersehnten; der Regen fiel in Strömen, sie fühlt es nicht. Endlich hört sie von Weitem die Gondelführer; sie horcht und erkennt auch Byrons Stimme. Er ist's — ruft sie aus; die Worte sind ihr entschlüpft; kaum weiß sie den Lord ausser Gefahr, so eilt sie nach Hause, geht auf ihr Zimmer und kleidet sich um. Byron kommt; seine erste Frage ist nach ihr; „Ich hörte Dich! Du riefst mich!" — Nein, erwiederte sie kalt. Er kann ihr nicht glauben; er erinnert sich, daß er oft geäußert, wie er jede Art sentimentaler Scenen hasse; er glaubt, sie habe eine solche gespielt und wolle sie vor ihm geheim halten; aber wahrlich, sie war nicht geboren, eine Rolle zu spielen. Byron kam endlich auf das Rechte; er überzeugte sich, Celina habe ihrer Unruhe nicht zu widerstehen vermocht; er fühlte ihr Haar an — es war durchnäßt — sie sah sich entdeckt, erbat sich von dem Lord, er solle nie von dem Vorgange sprechen, nie darauf anspielen; er gehorchte.

Man kann wohl sagen, Celina übte durch die Stärke ihres Charakters eine magische Kraft über Lord Byron; ihr allein ist die Abneigung zuzuschreiben, welche er vor allen Zerstreuungen, die Venedig

XUM

darbietet, an den Tag legte. „Wenn sie nicht wäre" sagte er zu einem Freunde „wer weiß, wie ich meine Zeit in Venedig zugebracht hätte — vielleicht gar als Cicisbeo!" Wenn Celina's ganzes Wesen weniger Furchteinflößendes gehabt hätte, sie würde gewiß einen bleibenden Eindruck auf seine Phantasie gemacht haben; so aber war ihm gewissermaßen immer bang vor ihr. Einmal war er ein paar Tage von Venedig abwesend; als er zurückkommt, findet er Celina vor seinem Schreibtische, umgeben von den Briefen, die an ihn eingelaufen waren — und die sie aufgemacht hatte; sie war eben beschäftigt, sie zu lesen. Er, vor Erstaunen sprachlos, Sie, ganz ruhig und besonnen; Er, kaum seinen Unwillen zurückhaltend, Sie, in größter Gelassenheit. Lord Byron wußte nicht, was er aus diesem sonderbaren Benehmen machen sollte, während Celina, gar nicht einsehend, daß sie gefehlt, auf's unbefangenste äußerte, da sie ihm angehöre, dürfe kein Geheimniß zwischen ihnen seyn. „Aber wie kommt es, daß Du englisch liesest?" — „Den Tag, nach meinem Eintritt in dies Haus verschaffte ich mir eine Sprachlehre, und so oft Ihr abwesend waret, habe ich bey den Bedienten Lehrstunden genommen. Ich mußte Eure Sprache lernen, denn so lange ich sie nicht verstand, konntet Ihr mir nicht viel mehr als ein Fremder seyn. Ich kenne jetzt nur ein Ziel meines Mühens: lesen zu lernen, was Ihr schreibt und zu verstehen was Ihr mit Andern sprecht, was Andere zu Euch sagen. Hört nur, ob ich diesen Brief verstehe!" Und so fing sie an einen der erbrochenen Briefe zu übersehen, um ihre Fortschritte zu beweisen. Von dem Augenblick an erschrak Lord Byron vor dem Aeussersten, wozu solch ein Character führen konnte; er war schwach genug eine tragische Entwickelung zu fürchten und stark genug, sich von dem Mädchen zu trennen. Er hat später gesagt: „Celina war unter allen Frauen, die mir vorgekommen sind, die einzige, die einen Mann zum Zittern bringen konnte." Man hat ihr Portrait zu Venedig, wo sie unter dem Namen Fornaretta bekannt ist.

Das Kornfeld. *)

Es waltet der Kummer, es waltet die Qual
Hienieden im düstern Erdenthal,
Und Trennung und Tod sind die Losung;

Doch oben da pranget der Himmel so schön,
Wir freuen uns, wenn wir aufwärts sehn,
Dort sehen wir alle uns wieder.

*) Diese wahre Geschichte ereignete sich im Waldeckischen; eine fast ähnliche finden wir im Mecklenburgischen.

Es gehen der Vater, die Mutter heraus,
Sie gehen zum Beten in's Gotteshaus,
Und lassen daheim ihre Kinder.

Sie sagen den Kleinen mit freundlichem Blick,
Bald kehren wir wieder zum Dorfe zurück,
Spielt unterdessen, ihr Kinder.

Und wie nun die frommen Eltern fort,
Gehorchen die Kinder dem freundlichen Wort,
Und bleiben im Hause und spielen.

Doch als sie bald müde waren vom Spiel,
Vergossen der bittern Thränen sie viel,
Es blieben die Eltern so lange.

Es blieben die guten Eltern so lang,
Es wurde den armen Kindern so bang,
Das Haus war so einsam, so stille.

Sie müssen die lieben Eltern sehn,
Sie müssen ihnen entgegen gehn,
Es treibt sie die Sehnsucht von hinnen.

Sie reichen die niedlichen Händchen sich dar,
Sie schleichen hinaus, das ängstliche Paar,
Schon athmen sie freier im Freien.

Bald heitert sich wieder ihr munterer Sinn,
Sie hüpfen mit lächelnder Freude dahin
Durch lächelnde Felder und Wiesen.

Und wie sie da staunen, wie sie da sehn,
Bleiben sie plötzlich stille stehn,
Es winken die goldenen Aehren.

Da pranget so stattlich ein Rockenfeld,
Da sind so viele der Blümchen gesellt,
Von spielenden Aehren umsäuselt.

Da glühen und blühen der Blümchen so viel,
Und locken die Kleinen zu fröhlichem Spiel,
Von kühlenden Lüftchen umspielet.

Und sie treten hinein in den Aehrenwald,
Und Blümchen von schönerer Farb' und Gestalt
Glühn ferne verborgen im Grünen.

Und sie irren so froh durch die duftende Au
Und pflücken sich Blümchen himmelblau,
Und pflücken sich purpurne Blümchen.

Dann sitzen sie nieder, die Blümchen im Schooß,
Wie ist die Freude der Kinder so groß!
Sie haben so viele der Blümchen.

Sie bilden mit künstlich geschäftiger Hand
Ein niedliches Mönchlein im Purpurgewand
Aus glühender Blume des Mohnes.

Sie freuen sich, weil es so herrlich geglückt
Dem sinnigen Geiste, und schenken entzückt
Einander das purpurne Mönchlein.

Dann bilden sie einen azurenen Kranz
Von Blümchen in himmelblauem Glanz,
Das sinnige Haupt sich zu schmücken.

Sie bilden die Krone so emsig bemüht,
Und singen so fröhlich ihr kindliches Lied,
Und Freude entstrahlet den Blicken.

Und eines dem andern die Krone weiht,
Sie prangen in duftendem Blumengeschmeid',
Wie Engelchen selig zu schauen.

Und wie sie so schön mit Blumen geschmückt,
Da wollen sie hurtigen Laufes entzückt
Entgegen den Eltern hüpfen.

Doch wehe! sie finden den Ausgang nicht,
Nur oben strahlet das Himmelslicht,
Sonst ist kein Freies zu finden.

Sie suchen wohl her, sie suchen wohl hin,
Es ist so kindlich, so irre ihr Sinn,
Es werden die Aehren nur dichter.

Es wird so dicht der Aehrenwald,
Den Kindern wird es so ängstlich bald,
Sie weinen und rufen um Hülfe.

Doch Keiner ihr Rufen hören kann,
Es wandert zu ferne der Wandersmann,
Er wandert sorglos vorüber.

Und ängstlicher immer und ängstlicher wird
Den Kleinen zu Muthe, und mehr verwirrt
Und mehr verirrt sich ihr Wandel.

Wohl dauert ein Vöglein ihr Leiden so schwer,
Wohl flieget es klagend hin und her,
Dem Wandrer ihr Schicksal erzählend.

XUM

Doch Keiner den Trauergesang versteht,
Der Wanderer ruhig vorüber geht,
Er kann seine Klage nicht deuten.

Sie suchen so lang, sie irren sich lang,
Es wird den armen Kindern so bang,
Sie sinken entkräftet darnieder.

Sie sind so müde, sie sind so matt,
Das Irren, und Weinen und Schreien hat,
Das Bangen, sie ganz entkräftet.

Und der zehrende Hunger naget sie bald,
Und es fasset sie stärker des Schreckens Gewalt,
Sie halten sich umschlungen.

Sie blicken einander so wehevoll an:
Was haben wir Unglückselgen gethan?
Die armen unschuldigen Kinder. —

Sie können nicht wieder sich richten empor,
Die Sonne verhüllt sich in Wolkenflor,
Und flieht vor dem Jammergebilde.

Und es hauchet die Nacht so grimmig, so rauh,
Und es weinen die Wolken so kalten Thau,
Und schaudernd fliehn sie vorüber.

Und es drücken die Kinder die Träume so schwer,
Es wehen die Winde so frostig einher,
Es starren die frostigen Glieder.

Der Himmel nur hörte der Kinder Schrei'n,
Er schaut in die wogenden Aehren hinein,
Da liegen umschlungen die Engel.

Es wollen die Engel der seligen Höh'n
So gerne in ihrem Kreise sie sehn,
Die Seelen der schuldlosen Kinder.

Und der Todesengel mit zarter Hand
Lös't ihrer Glieder lastendes Band,
Und führt zu Engeln die Engel. —

Doch ach! die unglücklichen Eltern beid',
Wer schildert den Jammer, wer schildert das Leid?
Als sie ihre Kinder nicht fanden.

Sie gingen wohl ein, sie gingen wohl aus,
Sie suchten so bange im ganzen Haus,
Sie suchten in jeglichem Winkel.

Sie ſuchten im Dorfe wohl her und hin,
Doch nicht bracht' ihnen das Suchen Gewinn,
Den armen unglücklichen Eltern.

Sie fragten wohl hin, ſie fragten wohl her,
Sie ſuchten im Feld' die kreuz und die queer;
Doch blieben verloren die Kinder.

Es war der Jammer der Eltern ſo ſchwer,
Sie liebten die einzigen Kinder ſo ſehr,
Sie jammerten Tage und Nächte.

Sie wären geſtorben vor Jammer ſo laut,
Wenn ſie nicht auf Gott dort oben vertraut,
Daß er ſich der Kinder erbarme.

Und es kommen und ziehen die Tage einher,
Die Tage von laſtendem Jammer ſo ſchwer,
Und ſchwerer werden die Aehren.

Und es winken die goldenen Aehren ſo ſchwer
Zur ſegnenden Erndte den Schnitter einher,
Und es nahet der fröhliche Schnitter.

Und der Senſe fallen die Aehren dahin,
Und der Schnitter ſinget in luſtigem Sinn,
Wie die reichlichen Aehren ihm ſinken.

Doch wie fällt plötzlich die Senſe ſo hart,
Es ſchauet der Schnitter hin, er ſtarrt
Vor Schauer und graſſem Entſetzen.

Er ſieht, er ſieht — o Jammergebild!
Dort liegen auf ſegnendem Rockengefild
Zwey ſchimmernde Kindergerippe.

Wie wurde dem Schnitter das Herz ſo ſchwer,
Den Eltern erzählt er die ſchreckliche Mähr',
Wie er gefunden die Kinder.

Es war der Jammer der Eltern ſo ſchwer,
Sie liebten die einzigen Kinder ſo ſehr,
Sie jammerten Tage und Nächte;

Sie wären geſtorben vor Jammer ſo laut,
Wenn nicht ſie auf Gott dort oben vertraut,
Daß er ſich der Kinder erbarme.

Sie ſammelten trauernd der Kleinen Gebein,
Und gruben auf heiligem Boden es ein,
Und netzten mit Thränen die Kinder.

XUM

Es waltet der Kummer, es waltet die Qual
Hienieden im düsteren Erdenthal,
Und Trennung und Tod sind die Losung;
Doch oben da pranget der Himmel so schön,
Wir freuen uns, wenn wir aufwärts sehn,
Dort sehn wir alle uns wieder.

Miscellen.

Unter dem Nachlaß eines Mannes, der durch vieljährige Erfahrung sich einen großen Schatz von Menschenkenntniß erworben hatte, fand sich ein Kabinet von mancherley Seltenheiten, die, einem Naturalien-Kabinet ähnlich geordnet, eine Menge Bemerkungen enthielten, und Zusammenstellungen mit dem wirklichen Leben darlegten, welche manche satyrische und ganz eigene Beziehungen geben. So fand sich in einem Fache eine Sammlung von Federn, jede mit einer Charte verbunden, worauf nachfolgende Erläuterungen standen:

1. Den Philosophen, welche, stolz auf den weiten Umfang ihrer Einsichten, sich rühmen, über den Kreis der gewöhnlichen Kenntnisse weit hinausgegangen zu seyn: Eine Pfauenfeder. — 2. Den Leuten, welche bey Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten in großem Dünkel nur sich im Auge haben und ihre Kreaturen: Eine Sperberfeder. — 3. Den Glückspilzen, die ohne alles Verdienst sind: Eine Krähenfeder. — 4. Mittelmäßigen Köpfen, welche in ihrer Beschränktheit das Lachen der Thorheit und das Gesichterschneiden der Dummheit für Beifall halten: Eine Truthahnfeder. — 5. Jenen elenden Knechten, die hinter dem Rücken ihrer Herren die Redlichen unterdrücken und quälen, und denselben das Leben verleiden und verkürzen, — also Wittwen und Waisen machen: Eine Geierfeder. — 6. Manchen jungen Leuten unseres wunderbaren Zeitalters: Eine Staarenfeder. — 7. Denen, die sich als sogenannte schöne Geister in der Gesellschaft mit Anmaßung vordrängen, und das große Wort führen: — die Feder eines sorgfältig nach der Drehorgel abgerichteten Canarienvogels. — 8. Den meisten Geschichtschreibern unserer Tage: Eine Elsterfeder. — 9. Den Politikern, die alles besser machen wollen, als es seyn kann: Eine Papageienfeder. — 10. Boshaften Satyrikern und Menschenfeinden: Eine Eulenfeder. — 11. Dem schönen Geschlechte überhaupt: Die Feder eines Paradiesvogels. — 12. Den freundlich-unschuldigen Wesen, in deren Herzen kein Falsch ist: Eine weiße Taubenfeder. —

13. Den Damen, die blos in der Mode leben und nur dadurch glücklich sind: Eine Kolibrifeder. — 14. Den Koketten: Eine Wiedehopffeder. — 15. Den spröden Frauenzimmern: Eine Schnepfenfeder. — 16. Den klugen Leuten, die da meinen, Jeder — der da schweige, wenn sie ihre Weisheit ausframen, stimme beifällig in ihre Thorheiten oder in ihre Rechthaberey ein: Eine Gimpelfeder. — 17. Denen, die mit ihren entlehnten Kenntnissen sich in der Gesellschaft brüsten: Eine Rohrdommelfeder. — 18. Manchen tragischen Schriftstellern und den Versmachern: Eine Reiherfeder. — 19. Manchen Hofleuten keine besondere Feder, sondern die Erlaubniß, sich mit Geschicklichkeit wechselsweise aller zu bedienen.

Das kostbarste Stück in diesem Federnkabinet war sorgfältg eingewickelt und verwahrt; es fand sich folgende Anmerkung:

20. Dem Reichen ohne Härte, dem Mächtigen ohne Stolz, dem Tugendhaften ohne Künsteley, dem Weibe ohne Falschheit, dem jungen Menschen ohne Unbesonnenheit, dem anspruchlosen Schriftsteller, dem Philosophen ohne System, dem Mädchen ohne Prätension, den zufriedenen Ehegatten: Eine Phönixfeder.

In einem auswärtigen Blatte lies't man folgende Fabel: — Der Löwe hatte einen Landtag ausgeschrieben; alle übrigen Thiere kamen in seine Höhle. „Was für ein abscheulicher Geruch!" — sagte der Bär: und in der That, sah die Höhle einem Anger ähnlich. Den Löwen verdroß diese Bemerkung; er zerbrach ihm das Genicke. „Vortrefflich!" — grinzte der Affe, und sprach von Ambraduft und Gnade! Seine alberne Schmeicheley mißfiel nicht weniger: mit genauer Noth konnte er sich vor den Klauen des Löwen retten. „Aber was riechst denn Du?" fragte er jetzt den Fuchs: — „Deine Majestät verzeihe! Ich habe den Schnupfen!" war die Antwort!

Sehet! So muß man mit Despoten sprechen. —

Das Pariser Addreßbuch enthält 25 000 Addreßen mit Vornamen, Titeln, Würden und Orden. Bey den Gelehrten, Künstlern ꝛc. sind ihre Werke angegeben. Die Addreßen der Kaufleute und Fabrikanten enthält ein zweiter, damit nicht nothwendig verbundner Theil.

Lied auf den Neujahrs-Abend.

(Eingesandt.)

Des Jahres letzte Stunde
Ertönt mit ernstem Schlag,
O wünscht mit frohem Munde
Ihm euren Segen nach!

In jenen grauen Jahren
Entwich es, welche waren.
Es brachte Freud und Kummer viel,
Und führt uns näher an das Ziel.
Sind wir noch alle lebend,
Wer heute vor dem Jahr
In Lebensfülle strebend
Mit Freunden fröhlich war?
Ach, mancher ist geschieden,
Und liegt und schläft in Frieden!
O wünschet sanfte Ruh hinab.
In unf'rer Freunde stilles Grab!
Der gute Mann nun schließet
Die Augen ruhig zu.
Mit frohem Traum versüßet
Ihm Gott des Grabes Ruh:
Er schlummert kurzen Schlummer.
Nach dieses Lebens Kummer
Erweckt ihn Gott, von Glanz erhellt,
Zur Wonne seiner bessern Welt.
Wohl auf, seid frohes Muthes,
Auch wenn uns Trennung droht!
Wer gut ist, findet Gutes,
Im Leben und im Tod.
Dort sammeln wir uns wieder,
Und singen Wonnelieder.
Gut seyn, ja gut seyn immerdar,
Sey unser Wunsch zum neuen Jahr. J. H. V.

Schlußwort des Herausgebers.

Mit dieser 12ten Nummer endigt sich der zweite Jahrgang dieser Zeitschrift und zu gleicher Zeit auch die Herausgabe derselben. Der Herausgeber ist seinen verehrlichen Lesern herzlichen Dank und ordentliche Nachsicht und folglich auch eine Erklärung über das plötzliche Eingehen dieses Monats-Blattes schuldig, das sich anfänglich einer dauernden Existenz zu schmeicheln schien. Einer der tristigsten Gründe hiezu ist, daß dem Herausgeber bey der Redaction der hier wöchentlich zweimal erscheinenden deutschen Zeitung zu wenig Zeit übrig bleibt, um sich andern schriftlichen Arbeiten mit Muße widmen zu können, auch andern Theils zwey deutsche Blätter, wenn gleich ihrer Tendenz nach gänzlich von einander verschieden, schwerlich zu gleicher Zeit in Philadelphia lange fort bestehen dürften. Unter solchen Umständen bittet der Herausgeber diejenigen seiner Abnehmer, welche noch nicht zu der hiesigen, seit Neujahr d. J. erschienenen deutschen Zeitung, (welche auch im künftigen Jahr vom Unterzeichneten redigirt werden wird) subscribirt haben, derselben gefälligst ihre gütige Aufmerksamkeit zu schenken und auch diesem Unternehmen nicht die nöthige Unterstützung zu versagen.

Schließlich ersucht der Herausgeber alle diejenigen, welche noch für das Readinger oder Philadelphier Magazin im Rückstande sind, ihre Schuld baldigst entweder an ihn selbst per Post einzusenden, oder an einen der auf dem Umschlag dieser Zeitschrift verzeichneten Agenten zu entrichten.

J. C. Gobler.

Philadelphia im December 1825.

XUM